

# Deutsch im Freiburg des Ancien Régime

Autor(en): **Haas, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **85 (2008)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-391913>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DEUTSCH IM FREIBURG DES ANCIEN RÉGIME\*

WALTER HAAS

## *Einleitung*

«Le langage des Paisans je l’entens à grande peine, et l’ordinaire de ville n’est pas des meilleurs, encor n’ai-je pas occasion de le parler tant, que je voudrois, parceque les gens de quelque distinction se piquent de parler françois ou Italien. Si bien que pour apprendre bien l’Allemand, Jl seroit necessaire de rester plus longtems en Allemagne que je me l’étois proposé. mais une chose neanmoins m’en chassera bien tôt. C’est le Diable D’argent» (63)<sup>1</sup>.

Diese Beobachtungen über die regionalen, sozialen und ökonomischen Schwierigkeiten, gut Deutsch zu lernen, stammen aus einem Brief, den der junge Freiburger Patrizier François Pierre de Reynold am 11. Mai 1734 aus Innsbruck nach Hause schrieb<sup>2</sup>. Reynold widmete sich

\* Vortrag, gehalten vor dem Deutschen Geschichtsforschenden Verein des Kantons Freiburg am 22. November 2006. Die Vortragsform wurde weitgehend beibehalten. – Abkürzungen: AF = Annales fribourgeoises; ASHF = Archives de la Société d’histoire du canton de Fribourg; FG = Freiburger Geschichtsblätter; KUBF = Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg; NEF = Nouvelles Etrennes Fribourgeoises.

<sup>1</sup> Die Ziffer hinter den Zitaten gibt die Nummer des Briefs innerhalb der Briefsammlung an (s. Anm. 2). Die Nummern wurden von Simone de Reyff und dem Verfasser im Hinblick auf eine Edition der Korrespondenz vergeben.

<sup>2</sup> Reynold hat die von ihm geschriebenen Briefe in vier Kopialbücher eingetragen (in Freiburger Privatbesitz). Zum Autor und zu seinem Briefwechsel vgl. Simone DE REYFF, Walter HAAS, *Une correspondance fribourgeoise bilingue au XVIII<sup>e</sup> siècle*, in: Universitas Friburgensis 1/2005, S. 19–21; Simone DE REYFF, *A travers le copie-lettres du Fribourgeois François-Pierre de Reynold (1709–1759)*,

in der Tiroler Hauptstadt juristischen Studien, und wie man sieht, lag ihm auch die Verbesserung seiner Deutschkenntnisse am Herzen. Doch dabei schien ihm das Rechtsstudium eher in die Quere zu kommen; in einem andern Brief klagte er, die Juristerei hindere ihn an einem «*schnellen fortgang in der teütschen sprach [...], da mir der kopff mit Lauter lateinisches angefüllt wirdt*» (31)<sup>3</sup>.

Doch wie Sie bemerken, hielt die Anfüllung «mit lauter Lateinischem» unsern jungen Freiburger nicht davon ab, auch auf Deutsch zu korrespondieren. Zunächst sind wir geneigt, Reynolds Zweisprachigkeit als Selbstverständlichkeit zu nehmen. Wir wissen ja alle, was in den Geschichtsbüchern steht: Die Stadt war seit ihrer Gründung zweisprachig, seit ihrem Eintritt in die Eidgenossenschaft 1481 bis zum Ende des Ancien Régime war das Deutsche die Amtssprache.

Das ist leicht gesagt. Aber Sprachen fallen nicht vom Himmel, man muss sie lernen, und deswegen lohnt es sich doch zu fragen, wie die damaligen Freiburger die Zweisprachigkeit im Alltag ganz praktisch gemeistert haben. Und darüber wissen wir erstaunlich wenig.

Hier könnten Briefe wie die zitierten weiter helfen, aber sie sind leider rar. Da ist es ein echter Glücksfall, dass unser Franz Peter oder François Pierre mehr als 20 Jahre lang in ein Buch alle Briefe kopiert hat, die er an Verwandte, Freunde, Behörden, Perückenmacher, Lotteriegente, Buchhändler und viele andere geschrieben hatte. Reynold lebte von 1709 bis 1759. Sein Vater gehörte dem Heimlichen Rat an, er war also ein Mitglied jener winzigen Gruppe, welche die tatsächliche Macht im Staate in den Händen hatte. Im Privaten aber herrschte *le diable d'argent* über ihn und seine zahlreichen Kinder, von denen sich kein einziges eine eigene Familie leisten konnte. François Pierre scheint sich vor allem um die Verwaltung der Familien-AG gekümmert zu haben.

in: Philippe HENRY, Jean-Pierre JELMINI (Hg.), *La correspondance familiale en Suisse romande aux XVIII<sup>e</sup> et XIX<sup>e</sup> siècles*, Neuchâtel 2006, S. 97–111; Simone DE REYFF, *Les enchantements d'un jeune Fribourgeois à Ambras*, in: Guy BEDOUELLE, Christian BELIN, Simone DE REYFF (Hg.), *La tradition rassemblée*, Freiburg 2007 (= *Studia Friburgensia*, series historica, 5), S. 283–299.

<sup>3</sup> In den Zitaten aus Reynolds Briefen werden alle Passagen, die im Original in lateinischer Schreibrift geschrieben sind, aufrecht gedruckt. Was im Original in deutscher Schreibrift geschrieben ist, erscheint im Druck in Kursive. Die Wiedergabe (auch der französischen Akzente!) folgt buchstabengetreu dem Original.

Eine politische Rolle hat er nie gespielt, und Freiburg hat ihn ziemlich gelangweilt, wie aus manchen seiner Briefe hervorgeht. Von der Mehrsprachigkeit des Gemeinwesens spricht er kaum je, sie war zu selbstverständlich und dennoch für den Sprachbegabten von grosser Bedeutung. Denn inmitten seiner mediokren Verhältnisse fand er in der Ausübung seiner Idiome eine gewisse Selbstbestätigung – anders wäre die Ausdauer kaum zu erklären, mit der er mehr als 500 Briefe in seine Kopialbücher eingetragen hat.

Gestützt auf dieses Korpus, möchte ich in meinem Vortrag einigen Facetten der alten Freiburger Mehrsprachigkeit nachgehen, und ich werde meine Ausführungen unter vier Stichworte stellen: Sprachregiment, Sprachschule, Sprachknigge und Sprachkompetenz.

### *Sprachregiment*

Der Wechsel der Freiburger Amtssprache war 1481 ziemlich problemlos verlaufen<sup>4</sup>. Eine der Voraussetzungen dafür war sicher die Mehrsprachigkeit der Bürgerschaft gewesen. Gerade das aktive Bemühen der Stadt, nach dem Bundeseintritt «deutsch» zu erscheinen, reflektiert die tatsächliche Mehrsprachigkeit. Keiner der Eidgenossen hätte sich daran gestossen, dass auf dem Territorium des neuen Standes auch anderssprachige Untertanen lebten – das kam bereits anderswo vor. Problematisch war die Vertretung zweier Sprachen in der regierenden Stadtbürgerschaft selber. Darum musste es der Obrigkeit nach dem Sieg über Savoyer und Burgunder daran gelegen sein, deren Idiom in der Öffentlichkeit nicht allzu ohrenfällig zu Tage treten zu lassen, waren doch in diesen Auseinandersetzungen auch ethnische Argumente gegen die «falschen Welschen» eingesetzt worden<sup>5</sup>.

Über das Offizielle hinaus scheinen jene Germanisierungsbestrebungen höchstens in den tonangebenden Kreisen der Stadtbürgerschaft einen

<sup>4</sup> Patrick SCHNETZER, *Das Eindringen des Deutschen in die Stadtkanzlei Freiburg (1470–1500)*, in: FG 62 (1979/80), S. 85–135.

<sup>5</sup> Hermann WEILENMANN, *Die vielsprachige Schweiz*, Basel 1925, S. 29ff.

gewissen Erfolg gehabt zu haben; das Volk wurde davon kaum tangiert. Unter dem Firnis der Staatsräson lebten damals wie heute beide Sprachen neben- und durcheinander, und die Mehrheit sprach wohl nach wie vor Französisch.

Nach 1600 war an eine Zurückdrängung des Französischen vollends nicht mehr zu denken, auch nicht mehr im Patriziat, das sich damals zur geschlossenen Kaste zu entwickeln begann. Man fühlte sich den europäischen Eliten verbunden und richtete sich wie diese kulturell am Frankreich des Sonnenkönigs aus. Zu einer Zeit, in der sogar das Berner Patriziat besser Französisch als Deutsch konnte, war nicht zu erwarten, dass die Freiburger Standesgenossen das Französische aufgeben würden, das aus ihren Familien nie verschwunden war. Die tatsächliche Stellung des Französischen im «privaten» Freiburg des 18. Jahrhunderts geht schon aus scheinbaren Äusserlichkeiten hervor wie jener, dass sich in den Freiburger Privat- und Leihbibliotheken fast ausschliesslich französische Bücher fanden<sup>6</sup>.

All das aber änderte nichts an der offiziellen Stellung des Deutschen. Es war der Garant der gleichberechtigten Zugehörigkeit der Stadt zur Eidgenossenschaft, ein Symbol der Herrschaft, vielleicht gerade auch gegenüber der Mehrheit der französischsprachigen Untertanen. Die Freiburger Sprachenregelung gehörte zu den zahllosen altüberkommenen Traditionen des *Corpus Helveticum*. Sie waren kompliziert und oft mühsam, aber diese Traditionen hielten das fragile Staatswesen zusammen und konnten nicht in Frage gestellt werden<sup>7</sup>.

Im Alltag war das sprachliche Leben Freiburgs sogar noch um einiges bunter, denn beide Landessprachen waren als Schriftsprache und als Mundart vertreten. Auch die Patrizier mussten das frankoprovenzalische Patois und das hochalemannische Freiburgerdeutsche zumindest verstehen, weil die meisten ihrer Dienstboten und Untertanen nichts anderes sprachen, und getreu der uralten Maxime, dass sich der Herr im Verkehr mit den Untertanen deren Sprache bedient, dürften sie die

<sup>6</sup> *Geschichte des Kantons Freiburg*, Bd. 1, Freiburg 1981, S. 585.

<sup>7</sup> Bezeichnend für diese Funktion des Deutschen ist hundert Jahre früher eine Klage des Freiburger Söldnerführers König gegen einen Reynold (!), der den Standesgenossen in halb öffentlicher Situation auf Französisch angesprochen hatte. Verena VILLIGER, Jean STEINAUER, Daniel BITTERLI, *Im Galopp durchs Kaiserreich. Das bewegte Leben des Franz Peter König*, Baden 2006, S. 220.

Mundarten auch gesprochen haben. Von François Pierre wissen wir, dass er das Patois beherrschte; er benutzte es einmal sogar schriftlich, und zwar in einem Brief an einen Novizen in einem französischen Kloster, natürlich um den Novizenmeister auszutricksen; um die Nachricht noch besser zu schützen, schrieb er die Patois-Partie in deutscher und nicht in lateinischer Schreibschrift (196; vgl. Abb. 1). Auch das Senslerdeutsche vermochte Reynold nicht zu schrecken. Bei einem Besuch in Wünnewil geleitete eine Magd den Gast ins Schlafzimmer; «[elle] posa la chandelle sur un banc de fenetre et s'en alla en me disant *Guet Nacht geb' Euch Gott*. Je lui repondi *Gott danck Ech: und schlafet wie ein Block*» (444).

Zu den einheimischen traten fremde Sprachen. Reynold hatte selbstverständlich Lateinisch gelernt, das für den juristisch Gebildeten nach wie vor unabdingbar war. Aus manchen seiner Briefe scheint eine geradezu übermütige Freude am juristischen Kauderdeutsch zu sprechen, etwa wenn er an seinen Bruder schreibt: «*Der casus aber ist nit so leicht zu decidieren [...]. De jure comunj ist es gantz gewüß, daß das kind [die Tochter] die muter erbe, und der Vatter den sohn. Einige Statutaria Locorum wollen danoch, daß die dos solutô per mortem mulieris matrimonio etiam extantibus filiis revertat ad patrem dotantem. ex ratione, quâ patri succursum sit, si filiâ amissâ solatij loco ei dos reddatur, ne et filiæ et pecuniae damnum sentiat: meines erachtens aber, braucht der maritus (wan er ein guter weiber mann<sup>8</sup> ist) ebender ein solatium als der Vatter*» (056). Beachten Sie, dass das Juristenlatein in deutschem Kontext auftaucht, das hat natürlich mit der deutschen Amtssprache zu tun.

In sehr jungen Jahren hatte Reynold zudem das Italienische bei Verwandten in Rom erlernt. Es müssen für den jungen Mann aus der kleinen Provinzstadt herrliche Zeiten gewesen sein. Auf jeden Fall liebte er seither die italienische Sprache über alles und gebrauchte sie gegenüber allen, bei denen er einschlägige Kenntnisse vermutete. So schreibt er einmal an eine Tante, wenn er ihr schon nicht persönlich zum Namenstag gratulieren dürfe, so tröste es ihn doch einigermaßen, «de vous faire mon respectueux compliment dans un langage, qui à le bonheur de ne vous pas deplaire. Vous assurant Madame, che l'occasione che mi porge la prossima festa di Santa Eleonora, di cui V[ostra].S[ignoria]. porta il

<sup>8</sup> Ein korrekter Ehemann.

nome, non permette alla mia divotione che io lasci passar con Silentio l'augurio felice» (110).

Das Italienische war aber nicht bloss die Herzenssprache eines dem häuslichen Zwang entflohenen Jünglings; es spielte zum Beispiel auch eine handfeste Rolle als Hofsprache im katholischen Österreich, wo nicht ganz wenige Freiburger Karriere zu machen versuchten. Italienisch zu lernen war durchaus nützlich, und es ist denkbar, dass Reynold vor allem zu diesem Zweck nach Rom geschickt worden war.

Doch Sentimentalität hin oder her: In Freiburg hatte der Patrizier vor allem Deutsch zu können, die Sprache, in der alles Hochhoffizielle stattfand. Die unbestrittene Tradition forderte von den Herrschenden keinen geringen Aufwand – oder genauer: von den *männlichen* Angehörigen des Patriziats, insofern sie den Ehrgeiz hegten, sich eines Tages am Regiment aktiv zu beteiligen.

Für die Damen dagegen war das Deutsche von geringerem Nutzen, und sie liessen sich auch von den Ursulinen kaum dafür begeistern<sup>9</sup>. So konnten die meisten Frauen des Patriziats kaum Deutsch – auch dies ein Zeichen für die private Vorherrschaft des Französischen, das in den patrizischen Kreisen Familiensprache und damit die natürliche Erstsprache der vornehmen Jugend war.

Das Deutsche war in Freiburg eine Männersprache. Und es stellt sich die Frage, wie die jungen Männer die unabdinglichen Kenntnisse in «ihrer» Staatssprache erworben haben.

### *Sprachschule*

Die Schulverhältnisse im Freiburg des Ancien Régime sind wenig bekannt. Pointiert, aber nicht völlig unbegründet, urteilte Franz Kuenlin 1834: «Vor dem Jahre 1798 waren die Primarschulen allenthalben im elendesten Zustande, [...] so dass Schreiben und Lesen bei vielen für eine Seltenheit oder eine grosse Kunst galt. [...] In der obern Schule zu

<sup>9</sup> Marie-Anne HEIMO, «Besser als die Knaben» (1784). *Die Schulen der Ursulinen, der Stolz der Regierung*, in: FG 72 (1995), S. 51–69.

Freiburg wurde [...] mehr für Priester- als für Bürger- und Magistratenbildung Bedacht genommen. Diejenigen also, welche den Drang oder das Bedürfnis höherer Geisteskultur fühlten, obschon sie wenig dazu aufgemuntert wurden, mussten sie im Auslande suchen»<sup>10</sup>.

Die Kinder der Regierenden wurden zunächst privat unterrichtet, von Patres oder von Studenten des Jesuitengymnasiums. Für den Unterricht in den beiden Volkssprachen tat die lateinische «obere Schule» nichts, für den Unterricht in den weltlichen Fächern, der für die Elite so wichtig gewesen wäre, tat sie zu wenig. Das wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts zum Problem, und zwar nicht zuletzt wegen des *diable d'argent*: Die Ausbildung ihrer Söhne im Ausland wurde von den patrizischen Familien als immer grössere Last empfunden. Deshalb gründete die Oligarchie 1762 eine Juristenschule, welche die Ausbildung des Regierungsnachwuchses sicherstellen sollte<sup>11</sup>.

Die Volksbildung dagegen passte kaum ins Konzept der Oligarchie, und entsprechend schlecht waren die Bildungsmöglichkeiten für die untern Schichten, und nochmals besonders schlecht für die Mehrheit der katholischen Bevölkerung<sup>12</sup>. Noch 1764 meinte der aufgeklärte Berner Patrizier und Gelehrte Albrecht von Haller: «Der gemeinste Mann lernt nur allzuviel, zu seinem und des Staates Schaden, Lesen und Schreiben, der blos seine Hände brauchen sollte»<sup>13</sup>. Deshalb ist man einigermassen erstaunt, dass sich in Reynolds Kopialbüchern nicht wenige französische wie deutsche Briefe an Handwerker, Gewerbetreibende und selbst Bauern finden – in beiden Sprachgruppen muss es doch eine Reihe handarbeitender Menschen gegeben haben, die zu lesen verstanden: «*Ehrsamer Nachbar und guter Freund*», schreibt Franz Peter 1750 an den Pächter des Nachbarguts, «*Wir haben [...] vernehmen müssen,*

<sup>10</sup> Franz KUENLIN, *Der Kanton Freiburg*, St. Gallen und Bern 1834 (= Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz, 9) [Reprint Genf 1978], S. 33.

<sup>11</sup> Louis GRANGIER, *Une chaire de droit à Fribourg, 1776*, in: NEF 13 (1879), S. 103; Emile BISE, *L'ancienne Ecole de droit de Fribourg. Aperçu historique*, in: ASHF 9 (1908/11), S. 305–325; Toby DE RAEMY, Georges CORPATAUX, *Les origines de l'Ecole de droit de Fribourg*, Sonderdruck aus AF 10, 11, 13, Freiburg 1925.

<sup>12</sup> Richard MERZ, *Die Landschulen des alten Murtenbietes*, in: FG 29 (1927), S. 1–213; Johann SCHERWEY, *Die Schule im alten deutschen Bezirk des Kantons Freiburg von den Anfängen bis zum Jahre 1848*, in: FG 36 (1943), S. 1–171.

<sup>13</sup> Albrecht VON HALLER, *Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst*, Bd. 2, hg. von Johann Georg HEINZMANN, Bern 1787, S. 185.



*was massen Ihr Euch unbefugter und unnachbahrlicher Weise unterstanden habet euern Mist mit zween Wagen durch Unsere Schloß=Matten [...] hindurchführen und überbringen zu lassen»* (416).

Irgendwie muss der Adressat zum Verständnis der Botschaft gekommen sein. Die Geschichte der Volksbildung darf sich nicht allein auf die von der «öffentlichen Hand» getragenen Bildungsmöglichkeiten konzentrieren; private und obskure Möglichkeiten der «Wissensbeschaffung» dürfen auf keinen Fall vernachlässigt werden – auch und gerade bei Angehörigen der untern Schichten nicht. Hallers Bedenken lassen sich geradezu als Bestätigung für die Existenz einer solchen «wildem Wissensaneignung» lesen. Für die höheren Klassen hatte Privatunterricht seit je eine wichtige Rolle gespielt, auch für unsern François Pierre, der von den neuen Einrichtungen der Obrigkeit noch nicht hatte profitieren können.

Der junge Reynold hat nach dem Elementarunterricht im Elternhaus das Jesuitenkollegium besucht<sup>14</sup>. Aus seinem Brief Nr. 30 geht hervor, dass er darüber hinaus in Baden in Pension gewesen und von verschiedenen Lehrern unterrichtet worden war. Über solche Aufenthalte sollten die Jünglinge «*absonderlich [...] zur guten teutschen Handschrift bestens angeführt*» werden, womit natürlich nicht das Schönschreiben gemeint ist, sondern der Erwerb der Schriftsprache (263). Reynolds acht Monate in Innsbruck zur Verbesserung seiner juristischen und sprachlichen Kenntnisse wurden von zwei Erbtanten finanziert. Er besuchte nur die Kollegien und hielt sich von «*dennen studtEndten*» fern, «*welche die schlimmste Endten sind*» (056), wie er sich etwas altklug und nicht ohne Standesdünkel ausdrückt; dass er sich damit eine hervorragende Gelegenheit zum Erwerb des Deutschen vergab, ist natürlich nur für uns profane Neuzeitler ein schlagendes Argument.

Reynolds Kollegien entsprachen den heutigen Seminaren, und einen Tag mit Kollegium schildert François Pierre seiner Mutter folgender-

<sup>14</sup> Nach dem *Catalogus discipulorum Collegii Friburgensis 1661–1784* (KUBF L 295) trat Reynold im Schuljahr 1717/18 in die Rudimenta des Jesuitengymnasiums ein (f. 148v); er verliess es vor dem Ende der letzten Klasse im Dezember 1725 mit einem Zeugnis (f. 157v). Der Schülerkatalog ist für 1721/22 nachlässig und mit einer falschen Bezeichnung von Reynolds Klasse geführt, Einträge für das Schuljahr 1723/24 fehlen. Ob dies mit einem Brand vom 21.11.1722 zusammenhängt, kann in diesem Rahmen nicht abgeklärt werden.

massen: «Je sortis du lit un moment avant 6 heures, et je couru d'abord à mon livre du droit [...] en attendant mon Repetiteur, qui vint à 7 heures, et me rompit la tête jusqu'à huit heures. Pour la raccomoder j'eue du beure frais à dejeuner avec mon Camerade. Nous bûmes aussi un doit de vin. cela nous donna bonne disposition pour entendre la messe avec devotion, et pour aller ensuite au College, qui se tient dans la maison d'un Professeur en droit, et dure depuis 10 heures jusqu'après onze [...]. Le Professeur y explique le droit, et 4 Ecoliers sont tour à tour constitués pour disputer et défendre. moj je n'y suis bon, que pour ecouter respectueusement. Du College je revins lire à la maison jusqu'au diné, qui est ordinairement à midj [...]. L'après diné je ne fis, que causer et me promener en chambre jusqu'à trois heures [...] [puis] j'approchai mon pupitre et je ne le quittai plus jusqu'à l'heure du souper, qui est ordinairement à 7 heures. [...] Après soupé je fûs occupé à ne rien faire que lire un moment, avant que de m'aller reposer, ce qui arriva à l'heure ordinaire entre dix et onze» (054).

Neben den Kollegien folgte Reynold dem Unterricht eines Fechtmeisters, die Abende verbrachte er häufig am Spieltisch. Nicht nur der Privatunterricht machte das Studium kostspielig, sondern auch die standesgemässe Unterkunft und Verpflegung, die sozusagen als Verpflichtung aufgefasst wurden. Ein Mann von Stand musste ferner fechten, tanzen und spielen können, und das kostete. Das Kartenspiel stellte zwar keine intellektuellen Ansprüche, da der Adel fast nur Glücksspiele betrieb, aber das kostete natürlich noch mehr<sup>15</sup>.

Aus Reynolds Briefen kann geschlossen werden, dass er schon mit sehr guten Deutschkenntnissen nach Innsbruck kam. Trotzdem konnte er viel dazu lernen. Das lag nicht zuletzt an der Aufmerksamkeit, mit der er Sprachliches beobachtete; mit einem Beispiel für eine solche Beobachtung habe ich mein Referat begonnen. In einem andern Brief liefert er eine vortreffliche Beschreibung des Gebrauchs der deutschen Anredeformen des Spätbarocks: «Les Barons, les Gentilshommes et les Conseillers je les ai toujours traité de *Sie* tout court troisieme personne

<sup>15</sup> Vgl. Jean-Pierre SEGUIN, *Le jeu de carte*, Paris 1968, S. 302ff.; Manfred ZOLLINGER, *Geschichte des Glücksspiels*, Wien 1997, S. 47ff. Besonders beliebt war (auch bei Reynold) das vielenorts verbotene Pharao-Spiel, ein brutales Glücksspiel: «Nichts destoweniger habe ich den verbottenen Pharaon in einem particular-hauß [...] gehalten» (044).

du pluriel. Les Inferieurs on les traite de la troisieme Personne du Singulier, *Er, der Herr, Sie, die Frau, die Jungfer*. Ce *Herr* tout seul est un titre si avilj, qu'on le dit à chaque valet, si peu qu'il ait une bonne mine, & qu'il ne soit pas à nos propres gages. par la même raison il seroit offencer un Superieur et même notre egal ne le connoissant pas particulièrement, en lui disant ce *Herr. Sie* seul ou *Monsieur* est un titre de beaucoup plus honorable. Entre Frere & Soeurs on se sert aussi de la troisieme personne Singuliere: c'est pourquoi, si je vous recriis en Allemand, je ne vous diraj plus *Ihr*, n'ayant pas entendu, qu'on se serve de cette seconde personne du pluriel qu'envers ses propres Domestiques. Le *du* n'est en usage, que parmj les *dutzbrüderen*, & les petites [sic] gens» (079).

Diese Beschreibung ist so präzise, dass wir sie, ergänzt durch weitere Stellen im gleichen Brief, mit geringer Mühe in ein Schema bringen können, das jeder Grammatik des damaligen Deutschen gut anstehen würde:

Pronomen	Titel	gegenüber
<i>du</i>	–	– les dutzbrüderen – les petites gens
<i>Er, Sie</i>	<i>Herr, Frau, Jungfer</i>	– tiefer Stehenden – Geschwistern
<i>Ihr</i>		– dem eigenen Personal
<i>Sie</i>	<i>Euer Gnaden, Gnädiger Herr, Gnädige Frau</i>	– Männern von Stand, Titel nicht an Gleichgestellte – allen Frauen von Stand

Die Genauigkeit war aber auch wichtig. In einem zeitgenössischen Werk über das richtige Benehmen wird mit Nachdruck auf die Bedeutung der sprachlichen Höflichkeit hingewiesen: «§. 15. *Bey* Stilisirung der Briefe kommt auf die so genannten Curialien, und die Courtoisie-Wörter, daß man sie wohl aussuche, am rechten Ort hinsetze, und gegen

*die gehörigen Personen gebrauche, sehr vieles an; Wenn der gantze Brief noch so zierlich abgefast, und man versiehet es bey einem einzigen so genannten Courtoisie-Wörtgen, da man etwan an statt unterthänigst unterdienstlich setzt u.s.w. so verderbet man den gantzen Kram»<sup>16</sup>.*

Zur sprachlichen Höflichkeit gehört für den mehrsprachigen Menschen auch die Wahl der richtigen Sprache. Diesem Problem will ich im nächsten Abschnitt nachgehen.

### *Sprachknigge*

Sprachliche Höflichkeit war für Briefschreiber noch wichtiger als für Sprecher, denn das Geschriebene überdauert, und Briefe waren im 18. Jahrhundert sozusagen halb-öffentlich, sie wurden vorgelesen und im Salon zur Lektüre aufgelegt<sup>17</sup>. Diese Situation bot unzählige Gelegenheiten, in irgendwelche Fettnäpfchen zu treten.

Bereits mit der Sprachwahl kann man sich als höflich oder unhöflich erweisen. Die formale Höflichkeit wollte damals auch im deutschen Sprachgebiet, dass zumindest die Adresse auf Französisch formuliert war; zur elementaren, «natürlichen» Höflichkeit gehörte es, in jener Sprache zu schreiben, die dem Adressaten am nächsten lag. Reynolds 517 Briefe sind zum grössten Teil französisch, 63 sind deutsch, etwa ein Dutzend italienisch, einige wenige lateinisch. Diese Zahlen bestätigen zunächst, dass Reynolds Umgebung tatsächlich weitgehend eine französischsprachige Umgebung war.

Konsequent deutsch schreibt Reynold an mehrere Jesuitenpatres und an andere Geistliche. Alle waren sie auswärtiger Herkunft, aber mit dem Freiburger Bildungswesen verbunden; ihre Deutschsprachigkeit spiegelt den Bedarf der Republik an Kompetenzen in der offiziellen Sprache. Dieser Gruppe gegenüber wählte Reynold die Sprache nach dem Adres-

<sup>16</sup> Julius Bernhard von ROHR, *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen*, Berlin 1728, [Reprint] hg. und kommentiert von Gotthardt Frühsorge, Leipzig 1990, S. 330.

<sup>17</sup> Zur Geschichte und Theorie des Briefs: Reinhard M. G. NICKISCH, *Brief*, Stuttgart 1991 (= Sammlung Metzler, 260).

satzenprinzip, zusätzlich diente ihm in diesem Fall die Sprachwahl aber auch zur Pflege seines «image»: Er rief sich damit als gebildeten Menschen in Erinnerung, auch wenn er das Deutsche nicht im Kollegium gelernt hatte.

Solche «metaphorischen»<sup>18</sup> Nebenabsichten können dagegen in den Briefen an Handwerker der Stadt keine Rolle spielen. Wenn Reynold an sie je nachdem deutsch oder französisch schreibt, kommt das Adressatenprinzip rein zur Anwendung – man verwendet eben die Sprache, die dem Empfänger am nächsten liegt. Dank dieser aristokratischen Höflichkeit widerspiegelt die Korrespondenz die sprachliche Durchmischung der Freiburger Bevölkerung, und wir ersehen daraus auch, dass man genau wusste, für wen welche Sprache angebracht war.

Am interessantesten ist die Sprachwahl im Verkehr mit den Angehörigen der eigenen Familie und des Patriziats. Hier kann man einen ersten Personenkreis unterscheiden, an den Reynold *immer* Französisch schreibt, und einen zweiten Personenkreis, mit dem er auf Französisch *und* Deutsch korrespondiert. Zum ersten Kreis gehören zunächst die Damen: Kein einziger Brief Reynolds an seine Mutter, an eine seiner Schwestern oder überhaupt an eine Frau ist deutsch verfasst; an die Frauen französisch zu schreiben geboten sowohl das Adressatenprinzip (weil sie weniger oder kaum Deutsch konnten) als auch die formale Höflichkeit (mit Damen ist die Sprache des besseren Umgangs angebracht)<sup>19</sup>.

An die Adressaten des zweiten Kreises schrieb Reynold in beiden Sprachen. Diese Personen gehören fast ausschliesslich der engsten Familie an. Von den acht Briefen an den *Hochgeehrtesten Herrn Vatter* sind fünf deutsch und nur drei französisch. Trotz der *unterthänigsten* Grussformeln erstarren sie keineswegs in Ehrfurcht, sondern sind lebendig und manchmal humorvoll geschrieben, doch schon die Bevorzugung

<sup>18</sup> Die Soziolinguistik nennt eine Sprachwahl «metaphorisch», wenn sie als auffallende Abweichung von den «normalerweise» geltenden Zuordnungen aufgefasst werden kann oder soll; s. Joshua A. FISHMAN, *Soziologie der Sprache*, München 1975, S. 49.

<sup>19</sup> Für die Briefe der besseren Gesellschaft galt bis ins 18. Jahrhundert hinein das Französische als die einzige «anständige» Sprache (NICKISCH, wie Anm. 16, S. 40); auch in dieser Beziehung rief die Freiburger Sprachsituation nach besonderen Lösungen.

der offiziellen Staatssprache im Verkehr mit dem Familienoberhaupt muss als Respektsbezeugung verstanden werden. Und auch hier kommen wohl »metaphorische« Beweggründe ins Spiel: Es konnte nicht schaden, wenn man dem einflussreichen Magistraten hie und da bewies, dass man die sprachlichen Voraussetzungen für ein Staatsamt erfüllte.

Von den Briefen an den ältesten Bruder sind drei auf Deutsch, von jenen an den nächst jüngeren nur noch einer. An den jüngsten Bruder schrieb François Pierre in nicht weniger als drei Sprachen; aber der einzige lateinische und die zwei deutschen Briefe waren wohl eher als pädagogische und didaktische Musterstücke gedacht. Eventuell zeigt sich aber auch eine Tendenz, die man noch heute in mehrsprachigen Familien feststellen kann, nämlich dass auf die Mehrsprachigkeit der jüngeren Kinder weniger Fleiss verwendet wird. Auch ein altersbedingter Rückgang der Mehrsprachigkeit ist denkbar; bei Reynold auf jeden Fall nehmen die nicht-französischen Briefe gegen das Ende seiner Korrespondenz deutlich ab.

Auch das Thema konnte die Sprachwahl beeinflussen. In einem Brief an den älteren Bruder diskutiert François Pierre zunächst ein juristisches Problem, naheliegenderweise in der offiziellen Staatssprache Deutsch, um dann mit einer Beschreibung der Sehenswürdigkeiten von Innsbruck fortzufahren, die er im vorangehenden Brief begonnen hatte: «*Nun auch auf mein andere schreib-schuld zu kommen will die saine raison haben, wo ich aufgehört in selber sprach fortzufahren: C'est pourquoy vous ayant dit, que j'avois encor à vous parler de quelques Eglises, la Paroissiale merite bien d'être nommée [...]*» (60).

Dieses Beispiel kann nebenbei zeigen, dass bleibender Sprachwechsel der Begründung bedarf. Kurze Übernahmen aus der andern Sprache dienen dagegen als stilistische Mittel, die keiner Rechtfertigung bedürfen. Ein schönes Beispiel findet sich in der übermütigen Schilderung des Besuchs in einem Tiroler Nonnenkloster: «*Les Gnädige frauen portent sur le voile au millieu du front une étoile bleue [...]. Ce qui donna occasion au Pere Abraham à Sancta Clara d'insérer dans un de ses sermons [...], qu'il s'étoit une fois trouvé dans un couvent de Relligieuses, wo alles sternvoll ware. [...] de là l'envie nous prit [...] d'en aller appeller une [...], rien que pour voir cette étoile, mais mitlerweile ich mit dieser lust schwanger giengte, je vis par hazard [...] le portrait d'une de ces Dames, lequel m'apaisa l'envie de voir l'original*» (60).

Während Reynold an den weitem Kreis der Patrizier gewöhnlich französisch schrieb, erhalten auch einige Geschäftspartner Briefe in beiden Sprachen. Von den 19 Briefen an den Zürcher Buchhändler Heidegger ist allerdings nur ein einziger Brief französisch; umgekehrt sind von den 21 Briefen an zwei Schaffhauser Lotterieagenten nicht weniger als 19 Briefe französisch. Wie ist dieser Unterschied zu erklären? Zunächst einmal ist festzuhalten, dass Handelskorrespondenz jederzeit auf Französisch erfolgen konnte, in der damaligen internationalen Sprache; die anderssprachigen Briefe an beide Kaufleute zeigen, dass man sich an sie tatsächlich in beiden Sprachen richten konnte. Mit unterschiedlichen Sprachkompetenzen der Adressaten kann die Sprachwahl also nichts zu tun haben. In Reynolds Handelskorrespondenz scheint vielmehr das «Handelsgut» die Sprachwahl mitbestimmt zu haben: Der Zürcher Heidegger war Reynolds Vertrauensfirma für deutsche Bücher, die dann auch auf Deutsch bestellt wurden. Das Spiel um Geld dagegen, um das es in der Korrespondenz mit den Schaffhausern ging, war eine französischsprachige Domäne, und sie wurde stilecht auf Französisch abgehandelt – auch wenn die Lotterieveranstalter in Frankfurt sassen<sup>20</sup>.

Vielfältige Faktoren bestimmten also die Sprachwahl des polyglotten Freiburgers. Dabei ergab sich ein reizvolles Spannungsverhältnis zwischen der deutschen *Staatssprache* und der französischen *Zivilisationssprache*, die zudem *Erstsprache* der herrschenden Klasse war. Französisch verfügte über unangefochtenes kulturelles Prestige in allen adligen Kreisen Europas<sup>21</sup>, bei den Freiburger Patriziern kam dazu das sentimentale Prestige, welches dem Französischen als Muttersprache gebührte. Das kulturelle Ansehen konnte sich für den französischsprachigen Freiburger Patrizier allenfalls dann negativ auswirken, wenn er etwa Deutsch lernen wollte, alle jedoch *se piquent*, mit ihm Französisch zu reden.

Und Deutsch musste der Patrizier lernen, denn das Deutsche stand dem Französischen in Freiburg trotz allem nicht mit leeren Händen gegenüber. Es bezog sein Prestige aus seiner offiziellen Stellung, die ihrerseits aus der Staatsräson floss. Es wurde als eidgenössische Sprache aufgefasst, damit als Symbol der politischen Einbindung in die Eid-

<sup>20</sup> *Lotto und Lotterie*, Salzburg 1997 (= *Homo Ludens*, 7).

<sup>21</sup> Louis RÉAU, *L'Europe française au Siècle des Lumières*, Paris 1938.

genossenschaft und gleichzeitig als Symbol der alteidgenössischen republikanischen Tugenden. Von diesen Tugenden war Reynold trotz seines aristokratischen Habitus tief überzeugt. Allerdings will uns die Art und Weise fast etwas frivol vorkommen, wie er im Briefschluss an eine französische Gräfin die Schweizer Tugend stilistisch bewirtschaftet: «Char-mé de vos graces et d'une si belle ame je ne souhaite rien plus ardamment que L'honneur d'occuper un recoin de votre memoire et d'etre à jamais avec un respect suisse ou sincere c'est la meme chose – Mademoiselle – Votre très-humble et très-obeissant Serviteur» (289)<sup>22</sup>.

Das schönste Spiel mit seinen Sprachen leistete sich François Pierre aber in einem Brief an seinen «très-cher Ami» Jean-Pierre Python de Corcelles (255, Abb. 2). Die beiden Herren waren mit der Organisation einer Badereise nach Lothringen betraut, an der auch Pythons Schwester teilnehmen sollte. Der französische Brief drückt die Vorfreude des Schreibers auf die Reise aus und endet mit einem kurzen Postscriptum unter dem Titel: «Copie d'une courte relation de ce qui s'est passé en dernier lieu sur le Rhin».

Nach dieser Zeile wechseln Schrift und Sprache:

*Ich setze diesen betrüglichen Titul zum voraus, nur um dardurch den natürlichen wunderwitz des Frauen=Zimmers zu benennen. Meinem Freund aber habe hiermit nicht verschweigen sollen, daß nemlich der Hr. Graf von Diesbach sich bemühe mich von der vorhabenden Reise abzuhalten.*

Obwohl Reynold sonst an Python immer französisch geschrieben hat, konnte er voraussetzen, dass der Freund deutsch verstand – wie alle männlichen Mitglieder des Patriziats. Aber ebenso konnte er voraussetzen, dass den Damen von Corcelles durch den Gebrauch der Männer-sprache der Inhalt der Nachschrift mit Erfolg verheimlicht werden könne. Reynold musste ja vermeiden, dass die Damen sich durch jene Nachrichten von der Reise abschrecken liessen.

Aufgrund des halböffentlichen Charakters damaliger Briefe genügte die Sprachwahl nun aber nicht, um die Frauen vom Verständnis auszu-

<sup>22</sup> Reynold bedient sich hier eines Klischees, mit dessen Hilfe man im 18. Jahrhundert eine «distinction radicale entre la France et la partie francophone de la Suisse» konstruierte. Etienne HOFMANN, François ROSSET, *Le groupe de Coppet. Une constellation d'intellectuels européens*, Lausanne 2005 (= *Le savoir suisse*, 31), S. 14.



sperren. Sie mussten überdies davon abgehalten werden, sich das Deutsche übersetzen zu lassen. Dafür war der *betrüglige titul* da: Er kündigt ein Thema an, das Damen nach den kulturellen Normen der Zeit nicht zu interessieren hatte, ihrem *natürlichen wunderwitz* zum Trotz. Gleichzeitig rechtfertigt der Titel den bleibenden Sprachwechsel: Ereignisse *sur le Rhin* waren dem Schreiber ja vielleicht wirklich auf Deutsch berichtet worden; die Formulierung des Titels ahmt den damaligen Zeitungs- und Kalender-Stil nach<sup>23</sup>.

Wenn die Aussicht auf dem Spiel stand, der Freiburger Langeweile für einen Moment auf geteilte Kosten entfliehen zu können, konnte selbst der friedfertige und grundehrliche Reynold der Versuchung nicht widerstehen, den Sprachknigge zu verraten und seine Sprachkompetenzen zu missbrauchen. Den Sprachkompetenzen unseres Briefschreibers soll denn auch der letzte Abschnitt gewidmet sein.

### *Sprachkompetenz*

Wann darf man von jemandem sagen, er oder sie sei «zweisprachig»? Freiburger wissen, dass die Ansichten darüber weit auseinandergehen. Während für die einen schon zweisprachig ist, wer in zwei Sprachen ein Brötchen kaufen kann, ist für die andern erst zweisprachig, wer beide Sprachen «gleich gut beherrscht». Die erste Auffassung hat den Vorteil, leicht handhabbar zu sein, aber irgendwie kommt man damit nicht sehr weit (nicht mal bis zur Bratwurst zum Brötchen). Die zweite Auffassung ist aber noch fragwürdiger: Zum einen erlernt keiner zwei Sprachen auf allen Gebieten gleich gut (warum auch sollte er?), zum andern ist schwer nachprüfbar, ob jemand zwei Sprachen mit gleicher Güte beherrscht<sup>24</sup>.

<sup>23</sup> Vgl. die Überschriften im *Messenger boiteux* von 1707, Reprint in *Le véritable Messenger boiteux de Berne et Vevey pour 2007*, Châtel-St-Denis 2006, z. B. «Journal de ce qui se passoit pendant le Siege de Barcelone», «Lettre écrite de Vienne, contenant en abregé une Relation de l'Action que s'est passée en Transylvanie l'11. Decemb. 1705».

<sup>24</sup> «Any society which produces functionally balanced bilinguals who use both languages equally well in all contexts would soon cease to be bilingual because no society needs two languages for the same set of functions.» Suzanne ROMAINE, *Bilingualism*, Oxford 1989, S. 18.

Was heisst überhaupt, «eine Sprache können»? Die Fremdsprachendidaktik unterscheidet mindestens vier Arten von Sprachfertigkeiten: Sprechen, Hören, Lesen, Schreiben<sup>25</sup>. Was nun unsern Reynold betrifft, müssen wir sogleich gestehen, dass wir über seine Sprech- und Hörfertigkeiten fast nichts wissen. Immerhin hat ihm seine Verstehensfertigkeit erlaubt, die Magd in Wünnewil zu verstehen, während der Tiroler Dialekt diese Kompetenz arg strapazierte. Er berichtet ferner, dass ihm auch das Verständnis der Tiroler Stadtsprache Mühe machte. Dass er sein Unvermögen nicht auf sich, sondern auf die schlechte Qualität des Innsbrucker Deutsch zurückführt, wollen wir ihm verzeihen – wer von uns hat sich nicht auch schon in solche Schutzbehauptungen flüchten müssen?

Über de Reynolds Sprechkompetenz können wir mindestens einige Vermutungen anstellen: Wer so viel auf dem standesgemässen *Comment* hielt und sich als Mitglied der höheren Gesellschaft verstand, der konnte sich nicht mit einer fossilisierten Lerner Sprache begnügen. Reynolds mündliche Kompetenzen im Deutschen dürften beachtlich gewesen sein, und das Gleiche gilt für seine Lesefertigkeit. Sie war so gut, dass er sich zutraute, die Qualität deutscher Übersetzungen zu beurteilen. So bittet er Heidegger einmal um die broschierte Ausgabe eines Buches, «damit ich es ohne Anstand [Hindernis] einsehen und durchblättern könnte. Was mich zu dieser Vorsorg anleitet, ist jenes von Jhnen vormahls erhaltene Werck der verteutschten causes celebres, dessen Übersetzung so übel gerathen, daß es meines Bedunckens ohne Verdruß nicht gelesen werden mag» (515).

Dennoch: Wirklich einschätzen können wir aufgrund seiner Briefe nur seine schriftsprachliche Kompetenz – und auch sie bloss prinzipiell. Denn Reynolds Briefe sind sicher Reinschriften von Konzepten, und an diesen dürfte der Verfasser lange und mit Hilfe von Wörterbüchern gefeilt haben. Daraus folgt die Frage, ob nur spontanes Schreiben von schriftlicher Sprachbeherrschung zeuge. Sicher nicht, denn nicht der ist ein schlechter Schreiber, der ein Wörterbuch braucht, sondern der, der nicht weiss, wie man ein Wörterbuch braucht.

<sup>25</sup> Die Lernerrealität ist komplizierter, doch bei historischen Studien wird man mit der Rekonstruktion der Kompetenz in der einen oder andern Fertigkeit zufrieden sein müssen. Zur neueren Diskussion: Günther SCHNEIDER, Brian NORTH, *Fremdsprachen können – was heisst das?* Chur–Zürich 2000, besonders S. 35–37.

Zweifellos aber kriegen wir bei Reynold nicht die spontane Produktionskompetenz zu fassen. Was wir beurteilen können, das ist seine reflektierte, «monitorisierte»<sup>26</sup> Schreibfertigkeit.

Dass wir im Falle Reynolds Kompetenzen in mehr als einer Sprache zu beurteilen haben, fordert zwar unsern Fleiss heraus, aber es ist kein wesentliches Problem. Die wirklichen Probleme liegen darin, dass wir selber seine Sprachen nicht beherrschen. Niemand von uns kann echte Kompetenzen in vergangenen Sprachstufen besitzen.

Dabei muss zusätzlich ein tiefgreifender Unterschied zwischen Reynolds beiden Hauptidiomen beachtet werden. Im Laufe einer langen Geschichte der Variabilität haben sowohl die deutsche als auch die französische Schriftsprache Normen entwickelt, die zu einem bestimmten Zeitpunkt endlich eine relative Festigkeit erreichten. Seit dieser «klassischen Zeit» tolerieren die Sprachgemeinschaften Varianten aller Art nur noch zögernd. Das Französische hat jenen Zeitpunkt der Stabilität gut hundert Jahre vor dem Deutschen erreicht – mehrere Jahrzehnte, bevor Reynold zu schreiben anfing. Das Deutsche dagegen erreichte diese Stabilität erst mehrere Jahrzehnte nach Reynolds Tod.

Sein Französisch wirkt deshalb zwar etwas gar putzig stilisiert, aber es steht der heutigen gepflegten Sprache doch sehr nahe. Am auffälligsten für den modernen Leser sind gewisse orthographische Freiheiten, aber sie entsprachen dem Brauch der Zeit – die Fetischierung der Orthographie gehört zu den zahlreichen Psychopathologien des 19. Jahrhunderts. Wenn Reynold ferner schreibt: «Le voiturier n'attend [...] que sur le jour, qu'on voudra lui fixer» (255), dann steht hinter der Konstruktion mit *sur* letztendlich wohl tatsächlich das Deutsche. Aber es handelt sich nicht um einen individuellen Interferenzfehler unseres Freiburgers, der hier dem Einfluss des germanisierten Bolz erlegen wäre. Es handelt sich um einen südostfranzösischen Regionalismus, also um einen integrierenden Bestandteil seiner Muttersprache, der weit über die Romandie hinaus verbreitet war<sup>27</sup>. Die Unterschiede zwischen

<sup>26</sup> Unter *monitoring* versteht man das Überprüfen und gegebenenfalls das Verbessern seiner Sprachproduktion, u. a. aufgrund von explizitem Wissen (z. B. auswendig gelernten Grammatikregeln).

<sup>27</sup> Pierre KNECHT, André THIBAUT, *Dictionnaire Suisse romand. Particularités lexicales du français contemporain*, Genf 1997, s. v. attendre sur. Immerhin liefert Reynold für die Kollokation einen älteren Beleg als der älteste des *Dictionnaire Suisse romand*.

Reynolds Französisch und der modernen Sprache sind feine Nuancen. Auch das kann Probleme machen, da subtile Unterschiede Gefahr laufen, nicht bemerkt zu werden, aber alles in allem können wir ohne Risiko behaupten, dass François Pierre in der Muttersprache auf der Höhe seiner Zeit stand.

Wie aber steht es mit Franz Peters Zweitsprache Deutsch? Statt lange zu theoretisieren, möchte ich auf ein konkretes Beispiel eingehen.

*[Die Bezahlung] wird aber mit dem Überrest, so die anoch erhaltende Bücher aus machen werden, füglich geschehen mögen (206).*

Trotz der Kürze des Beispiels sehen wir sogleich: Diese Sprache scheint weit vom heutigen Deutsch entfernt – in krassem Gegensatz zu den Verhältnissen im Französischen. Drei Gründe könnten dafür verantwortlich sein:

1. Hypothese: Reynold schrieb das zeitgenössische Deutsch, das sich, wie wir wissen, seither viel stärker als das Französische verändert hat.
2. Hypothese: Reynold schrieb ein ausgesprochen regionales Deutsch; wir wissen ja, zu seiner Zeit hatte das Deutsche seine relative überregionale Einheitlichkeit noch nicht ganz erlangt, wiederum im Gegensatz zum Französischen.
3. Hypothese: Reynold konnte nicht richtig Deutsch.

Von den 15 Wörtern des Ausschnitts verursachen nicht weniger als fünf Probleme unterschiedlicher Art: *mögen* bedeutete damals noch 'können', *füglich* wird heute nur noch in wenigen Kontexten verwendet, *so* war damals noch eine gängige Relativpartikel. In diesen Fällen beruht die Auffälligkeit auf Hypothese 1: Die Sprache hat sich seither weiter entwickelt.

Etwas ausführlicher möchte ich auf die beiden Wörter *anoch* und *Überrest* eingehen. *anoch* fehlt in Wörterbüchern des heutigen Deutsch. Johann Christoph Adelung, der maßgebliche Lexikograph des 18. Jahrhunderts, charakterisierte das Wort bereits als stilistisch eingeschränkt und veraltend:

\* **Ánnoch**, das durch das müßige an verlängerte Umstandswort noch, welches im Hochdeutschen nur noch von den Kanzelleyen gebraucht wird<sup>28</sup>.

Auch für Adelung aber galt das Wort nicht als regional. Reynold verwendet es in seinen deutschen Briefen nicht weniger als elfmal, aber fast nur in Geschäftsbriefen, also in einer Gattung, die einen «kanzelley-mässigen» Stil verlangte: Unser Schreiber wusste somit über den stilistischen Wert der deutschen Wörter Bescheid, und wenn wir *anoch* heute nicht mehr kennen, dann liegt dies wieder an der Sprachentwicklung.

*Überrest* existiert im Unterschied zu *anoch* auch noch in der heutigen Sprache, wie ein Blick in ein beliebiges modernes Wörterbuch zeigt:

**Überrest**, der; -[e]s, -e <meist Pl.>: *etw., was [verstreut, wahllos od. ungeordnet] von einem ursprünglich Ganzen als Letztes zurückgeblieben ist*: ein trauriger, kläglicher Ü. einer alten Festung; die -e der griechischen Kultur; \***die sterblichen** -e (geh. verhüll.; *der Leichnam*)<sup>29</sup>.

Dennoch kommt uns Reynolds Gebrauch ungewohnt vor. Das liegt zum einen daran, dass er das Wort nicht im Plural gebraucht, wie das heute «meist» der Fall ist. Ferner würde man *Überrest* nicht mehr auf eine geschuldete Geldsumme anwenden, man müsste in diesem Falle von *Rest* sprechen. Das moderne Wort trägt den Beigeschmack des kümmerlichen, «verstreuten», trümmerhaften letzten Rests.

Haben wir damit ein Niveau der stilistischen Feinheit erreicht, das dem zweisprachigen Reynold unerreichbar war?

Adelung verzeichnet *Überrest* als genaues Synonym zu *Rest*, die Spezialisierung von *Überrest* zum kümmerlichen letzten Rest hatte für ihn noch nicht stattgefunden.

**Der Überrest**, *des -es*, plur. *die -e*, dasjenige, was von einem Dinge übrig bleibt, und welches man auch nur den Rest zu nennen pflegt. *Der Überrest der Speisen bey der Mahlzeit, von dem Zeuge* u.s.f.

<sup>28</sup> Johann Christoph ADELUNG, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, Leipzig 1793–1801, s. v. *Annoch*.

<sup>29</sup> DUDEN – *Deutsches Universalwörterbuch*, 5. Aufl., Mannheim 2003.

Freibg. ce 3<sup>e</sup> Avril  
1742.

Votre très-humble et  
Obeissant Serviteur et fr.

Y ne' ren reschu dotra lettra kumen vos cride  
Wutre Mätre Larun aschura atrapaye. Tazide de  
lu me fere schawey otramen, schiliet neschescheru.

Abb. 1: Nachschrift in Freiburger Patois und deutscher Schrift zum französischen Brief 199:  
«Y ne' ren reschu dotra lettra kumen vos cride [?]. Wutre Mätre Larun aschura atrapaye.  
Tazide de lu me fere schawey otramen, schiliet neschescheru.» «Ich habe keinen andern Brief  
erhalten, wie Sie glauben. Ihr Meister hat ihn sicher erwischt. Wenn nötig, lassen Sie es mich  
wissen, falls es anders ist.»

Je suis très-obligé à l'une et à l'autre de l'honneur de  
leur souvenir. A vous mon cher je vous fais paroli en  
cordialité et amitié etant avec beaucoup de consideration  
votre tres-humble et tres-obeissant serviteur Reynold.

Frib. le 1<sup>r</sup> Aoust

Copie d'une courte relation de ce qui s'est  
passé en dernier lieu sur le Rhin.

Ich setze diesen betrüglichen Titel zum vornehm, nur  
um dardurch den natürlichen wunderwitz des Frauen=  
Zimmers zu benennen. Meinem Freund  
aber habe hiermit nicht verschweigen sollen, daß  
nemlich der Herr Graf von Diesbach sich bemühe mich  
von der vorhabenden Reise abzuhalten, aus Baysorg  
daß selbige Gegenden in Lothringen von denen Hussaren  
und Panduren besucht werden müßten. Es vermeldet

Abb. 2: Deutsche Nachschrift zum französischen Brief 255: «Copie d'une courte relation de ce qui s'est passé en dernier lieu sur le Rhin. - Ich setze diesen betrüglichen Titel zum voraus, nur um dardurch den natürlichen wunderwitz des Frauen=Zimmers zu benennen. Meinem Freund aber habe hiermit nicht verschweigen sollen, daß nemlich der Herr Graf von Diesbach sich bemühe mich von der vorhabenden Reise abzuhalten, aus Baysorg daß selbige Gegenden in Lothringen von denen Hussaren und Panduren besucht werden müßten. Es vermeldet ...».

*Zwar schien von Scham ein kleiner Überrest  
Ihn noch zu röthen, Schlegl<sup>30</sup>.*

Aber er verschweigt eine fachsprachliche Spezialisierung, die schon damals eingetreten sein muss, und die das «Deutsche Wörterbuch» von Jacob und Wilhelm Grimm folgendermassen umschreibt:

In der kaufmannssprache: der rückstand einer summe geldes bei aufstellung einer rechnung<sup>31</sup>.

Genauer könnte die Bedeutung des Worts in Reynolds Geschäftsbrief gar nicht umschrieben werden. François Pierre unterläuft also mit dem *Überrest* kein Regionalismus und schon gar kein Fehler. Im Gegenteil: Er hat es verstanden, in der richtigen Textsorte den angemessenen Fachterminus korrekt zu verwenden. Doch wieder hat ihn die Sprachentwicklung überholt.

Wie aber steht es mit der Phrase *so die [...] erwartende Bücher aus machen?*

*Die erwartende Bücher*

Mit *die erwartende Bücher* müssen *die erwarteten Bücher* gemeint sein. Reynold verwendet also das Partizip Präsens *erwartende* passivisch (er meint *Bücher, die erwartet werden*), während wir es heute nur noch aktiv gebrauchen können (*erwartende Bücher*, das wären für uns solche, *die [etwas] erwarten* – eine ziemlich surrealistische Ausdrucksweise). Zu Reynolds Zeit aber war der passivische Gebrauch des Partizip Präsens sehr verbreitet, sogar bei Sprachpäpsten wie dem Leipziger Johann Christoph Gottsched<sup>32</sup>. Reynold schrieb auch in diesem Fall weder regional noch fehlerhaft, aber ein neuerliches Mal hat ihn die Sprachentwicklung überholt.

<sup>30</sup> Adelung (wie Anm. 27), s.v. *Überrest*.

<sup>31</sup> Jacob GRIMM, Wilhelm GRIMM, *Deutsches Wörterbuch*, Band 11.2 [dtv 23], Leipzig 1936, Sp. 473.

<sup>32</sup> Hermann PAUL, *Deutsche Grammatik*, Bd. 4, Halle 1959<sup>5</sup>, Teil IV § 319.



Aber müsste es denn nicht wenigstens die *erwartenden Bücher* heissen, also mit schwacher Adjektiv-Flexion? Fällt unser Bilingue hier nicht doch endlich den schrecklichen Fallstricken des Deutschen zum Opfer? Schadenfreude wäre verfrüht. Reynold benutzt bloss eine konkurrierende Flexionsweise des Adjektivs, die nicht einmal regional war. Die deutsche Adjektivflexion wurde erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts endgültig festgelegt, Reynold ist wieder einmal im Recht – in *seinem* Recht natürlich<sup>33</sup>.

Es kann kein Zweifel bestehen: Franz Peter hat sein schriftliches Deutsch auf hohem Niveau beherrscht. Aber «sein» Deutsch ist von unserer Sprache doppelt geschieden. Der erste und wichtigste Unterschied ist chronologisch. Seit 1750 beschleunigte sich die Entwicklung hin auf eine einheitliche deutsche Schriftsprache; viele Varianten, die Reynold noch benutzte, sind ausgestorben (wie das Wort *annoch*) oder haben ihre Bedeutung oder ihren stilistischen Wert verändert (wie das Wort *Überrest*).

Der zweite Unterschied ist geographischer Art. Reynolds Deutsch war nicht der direkte Vorfahr des modernen Hochdeutschen, sondern ein südlicher, eher katholischer Verwandter. Diese «Oberdeutsche Literatursprache»<sup>34</sup> besass einige Besonderheiten, die nur ihr eigen waren. Wenn Reynold statt *ich ging* einmal schreibt *ich giengte*, dann bediente er sich einer Variante, die im Oberdeutschen durchaus möglich war<sup>35</sup>.

<sup>33</sup> Hermann PAUL, *Deutsche Grammatik*, Bd. 3, Halle 1959<sup>5</sup>, Teil IV § 82; Peter WIESINGER, *Die sprachlichen Verhältnisse und der Weg zur allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, in: Andreas GARDT, Klaus J. MATTHEIER, Oskar REICHMANN (Hg.), *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen*, Tübingen 1995 (=Reihe Germanistische Linguistik, 156), S. 319–367, hier S. 348. Viele der von Wiesinger aufgezählten «österreichischen» Merkmale gelten auch für das gleichzeitige Schriftdeutsch der Schweizer, und zwar nicht nur der katholischen.

<sup>34</sup> Dieter BREUER, *Die Auseinandersetzung mit dem oberdeutschen Literaturprogramm im 17. Jahrhundert. Zum Verhältnis von sprachlicher und gesellschaftlicher Programmatik*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 53 (1971), S. 53–92; DERS., *Besonderheiten der Zweisprachigkeit im katholischen Oberdeutschland während des 17. Jahrhunderts*, in: Jean-Marie VALENTIN (Hg.), *Gegenreformation und Literatur. Beiträge zur interdisziplinären Erforschung der katholischen Reformbewegung*, Amsterdam 1979, S. 145–163.

<sup>35</sup> Der bayerische Grammatiker H. Braun zählte die schwachen Präterita starker Verben zu den typisch oberdeutschen «Fehlern»: Walter TAUBER, *Mundart und Schriftsprache in Bayern (1450–1800)*, Berlin 1993 (= *Studia Linguistica Germanica*, 32), S. 223.

Wir wissen auch warum: In den oberdeutschen *Mundarten* fehlt das Präteritum, so dass die Schreibenden diese Tempusform nicht selten «auf eigene Faust» analogisch rekonstruieren mussten. Solche Varianten hatten geringere Chancen, in die Standardsprache aufgenommen zu werden. Dennoch gelang es einigen von ihnen. Wenn wir heute *ich backte* sagen statt *ich buk*, dann haben wir einen parallelen Fall zu Reynolds *giengte* – der es aber zu Duden-Ehren gebracht hat, im Unterschied zur Form, die Reynold verwendete.

Reynolds Deutsch weist also durchaus auch regionale Züge auf, wie das damals bei allen Schreibenden der Fall war. Sogar sein Französisch war ja, wie wir gesehen haben, nicht frei von Regionalismen; im Deutschen waren sie zu jener Zeit sogar völlig unvermeidlich. Aber die zweite Hypothese muss sorgfältiger formuliert werden.

Die Regionalität zeigte sich zu Reynolds Zeit nicht mehr so sehr in *exklusiven* Besonderheiten der Oberdeutschen Literatursprache. Charakteristischer war ein längeres Festhalten an Sprachmerkmalen, die von den nördlicheren Regionen bereits als veraltet eingeschätzt wurden. Ein Beispiel dafür ist das kanzleimässige *anoch*; in Formulierungen wie *die erhaltende Bücher* tritt schon damals Veraltetes gehäuft auf. Darin zeigte sich eine süddeutsche Konservativität, die zweifellos auch etwas Oppositionelles gegenüber dem nördlicheren Deutschland an sich hatte. Zugleich kommt ein gewisser konfessioneller Gegensatz ins Spiel, der aber gerade für die plurikonfessionelle Schweiz schwieriger zu fassen ist, als man manchmal glaubt. Auf jeden Fall können wir festhalten, dass die Entwicklung auf die einheitliche Schriftsprache hin nicht in allen Regionen des deutschen Sprachgebiets im Gleichschritt verlief; dadurch kam es im Verlaufe des 18. Jahrhunderts zu «neuen» regionalen Differenzen, die nicht mehr auf unterschiedlichen Dialekten beruhten, sondern auf einem unterschiedlichen Modernisierungstempo.

Ich habe versucht, Sie davon zu überzeugen, dass Reynold sein schriftliches Deutsch auf sehr hohem Niveau beherrscht hat: Die dritte Hypothese ist sicher abzulehnen. Aber das ist nicht das wichtigste Ergebnis solcher Überlegungen. Reynold war ja zwar ein liebenswürdiger, aber doch ein eher obskurer Zeitgenosse; es könnte uns ziemlich kühl lassen, wie gut er Deutsch gekonnt hat.

Der Nutzen der Beschäftigung mit seiner Sprache liegt anderswo. Zum einen erlaubt uns Reynold einen aufschlussreichen Blick hinter die

sprachlichen Kulissen des alten Freiburg. Wichtiger noch ist ein weiterer Nutzen. In vielen Büchern kann man lesen, die deutsche Gemeinsprache habe im Laufe des 18. Jahrhunderts ihre endgültige Form gefunden und stehe mit den Klassikern um 1800 vollendet vor uns. Wie dieser Prozess aber konkret vor sich ging, darüber wissen wir wenig. Der Versuch, die simple Frage zu beantworten, welches Deutsch Reynold gelernt haben könnte und wie gut er es beherrscht habe, erwies sich als komplexe Veranstaltung. Doch die Mühe kann zu Resultaten führen, die weit über das Regionale hinausgehen. Eine Untersuchung, die als Erkundung zur historischen Mehrsprachigkeit Freiburgs begonnen hat, kann unvermutet ihr Scherflein zur bessern Kenntnis der gesamtdeutschen Sprachgeschichte beitragen.

Schliessen aber möchte ich doch wieder mit der Zweisprachigkeit in Freiburg. Franz Peter hat den Erwerb des Deutschen erfolgreich bewältigt. Seine Briefe machen auch die Voraussetzungen für diesen Erfolg recht deutlich:

– Ohne Motivation geht es nicht, und die *instrumentelle Motivation* war für die Freiburger Patrizier zweifellos ausschlaggebend: Der Erwerb des Deutschen war für sie eine selbstverständliche Notwendigkeit und eine notwendige Selbstverständlichkeit.

– *Integrative Motivation*, also Interesse an der Sprache selber und an der Gesellschaft, die sie trägt, führen über das Basisniveau hinaus. Reynolds Abhandlung über die deutschen Anredeweisen oder sein Verhältnis zum Italienischen lassen den Grund erkennen, auf dem gut lernen ist.

– Sein Deutsch (wie auch sein Italienisch) muss er zum grössten Teil über Immersion erworben haben und über fremdsprachigen Sachunterricht. Diese Methoden sind weniger modernistisch, als manche Populisten glauben machen wollen, und überfordert haben sie, wenigstens damals, offenbar niemanden.